



Anders geht es zurzeit nicht: eine Chorprobe über eine Videokonferenzsoftware.

Foto: dpa

# Tief beglückt und verwandelt

## Singen stärkt Geist und Seele – Warum das Leben ohne meinen Chor trist ist

VON MARKUS SCHWERING

Was habe ich früher – zuweilen – geflucht! Da wurde man am kalten Winter-Montagabend, von der Tagesarbeit angemüdet, durch einen bemerkenswert frischen Leiter noch einmal zu äußerster Konzentration angehalten. Die Probe artet vor allem dann schon mal in pure Quälerei aus, wenn es neue Noten zu bimsengalt – zumal solche vielleicht nicht gerade auf dem Niveau von Ligetis „Lux aeterna“, wohl aber vom Schlage des „Schma Jisrael“ aus Schönbergs „Überlebendem aus Warschau“. Und selbst bei Stücken, die man eigentlich aus dem Effeff kennt (oder zu kennen glaubt) – dem Weihnachtsoratorium etwa –, kann eine Probe lang werden, wenn es an den Feinschliff geht, an die Intonation, an Details der Artikulation und Phrasierung in den vermeintlich simplen Chorälen.

Und jetzt? Mein Chor – Niveaubeschreibung: sehr guter Laienchor an der Grenze zur Semiprofessionalität – probt schon seit Monaten nicht mehr richtig. Genauer: Er probte und probt schon noch – im Herbst in abstandswahrenden Rumpfbesetzungen und seit dem zweiten Lockdown an jedem Montagabend im Rahmen einer Internetkonferenz.

Dabei geht der Chorleiter einzelne Sätze am Klavier durch, man selbst singt anhand der Noten mit, hört dabei allerdings weder die anderen, noch bekommt man vom Chef ein Feedback. Richtig toll ist das nicht – allenfalls das Einsingen funktioniert auf diese Weise noch ganz gut. Ja, es ist so wenig toll, dass ich selbst mich einstweilen auf Französisch verabschiedet habe.

Hinzu kommt, dass die Proben mehr oder weniger ohne Aussicht auf eine Aufführung als den krönenden Abschluss stattfinden. Zwei Projekte wurden bereits „ins Blaue“ hinein angegangen: ein Konzert mit Händels „Dixit Dominus“ und C.P.E. Bachs „Magnificat“, ein weiteres mit Frank Martins doppelchöriger Messe. Die Corona-Epidemie

SERIE

### WAS FEHLT

verhagelte in beiden Fällen die bereits anberaumte Aufführung.

Derzeit wird Mendelssohns „Elias“ geprobt – für mich „eigentlich“ ein gefundenes Fressen: Erstens, weil ich dieses Oratorium dank der Teilnahme an mehreren früheren Aufführungsgutkenne; zweitens, weil ich es halt sehr liebe – bei Chören wie „Siehe, der Hüter Israels“ und, natürlich, dem überwältigenden Doppelquartett „Denn er hat seinen Engeln“ läuft mir stets der sprichwörtliche Schauer über den Rücken.

Auch diesmal steht die Möglichkeit einer Aufführung in den Sternen, und ich erwische mich – anstrengende, zur Aufraffung nötige Montagabende hin oder her – bei einem mehr als nur oberflächlich bedauernden Ver lustempfinden.

Sicher, das betrifft in diesen Wochen auch anderes: Die Sportmöglichkeiten sind stark eingeschränkt, und dank Homeoffice entfällt auch meine übliche – allmorgend- wie -abendliche – Fahrradfahrt zur und von der Endhaltestelle der KVB. Klar, ich könnte „auch so“ Fahrrad fahren, aber wenn die Fahrt kein

richtiges Ziel hat und nicht im engeren Sinne notwendig ist – nicht einmal ein Kaffee wartet am Zielpunkt –, entfällt ein wesentliches Incentive.

Vor allem aber fehlt mir, wie gesagt, mein Chor in dieser Pandemie, und er fehlt mir mit jeder Woche, die ins Land geht, mehr! Da hilft keineswegs das Anhören von Chorplatten zu Hause oder das Hinträllern am Klavier.

Ja nicht einmal der Besuch von (aktuell nicht stattfindenden) Chorkonzerten – zu dem ich als Musikkritiker von Berufs wegen verpflichtet bin – wäre imstande, das aktive eigene Tun auch nur entfernt zu ersetzen.

Warum ist das so? Was die Proben anbelangt, so passiert es häufig, dass man an besagtem Montagabend als eine Ansammlung von Missmut im Probenraum erscheint – und nach knapp drei Stunden beschwingt, erheitert, in bestem Sinne animiert, an Geist und Seele gestärkt den Heimweg oder den Weg in die nahe Kneipe antritt.

Es ist eine Anspannung und Anstrengung, die sich physisch und mental lohnt: Physisch, weil jenes konzentrierte Atmen, ohne dass ein Singen, das den Namen verdient, nicht möglich ist – weil dieses Atmen nicht nur Zwerchfell und Lungen, sondern vielmehr den ganzen Körper in eine quasisportliche Bewegung bringt.

Mental, weil man im Mit- und Gegeneinander der Stimmgruppen und dem je nach dem den Orchesterpart imitierenden Klavier über die geprobte Musik strukturell wie emotional außerordentlich viel erfährt.

Und das Konzert, das üblicherweise als Belohnung für monatelange Probenschinderei

winkt? Als Chorsänger hat man dann im besten Fall das Gefühl und das Bewusstsein, in einer und sei es noch so untergeordneten Funktion am Zustandekommen, an der Gestaltwerdung großer Kunst teilzunehmen.

Denn anders als Literatur bedarf die Musik essenziell der Performance. Zu Hause Partitur lesen und sich dabei die Klangrealität vorstellen – das können die wenigsten. Musik muss, um sie selbst zu sein, erklingen. Was im Augenblick des Erklings geschieht, ist genauso wichtig wie das, was der Komponist in seinen Noten festgelegt hat.

Ich glaube zu wissen, wovon ich schreibe: Ich kann berichten über die eigene Teilnahme an Aufführungen von der Matthäuspassion über die „Schöpfung“ und das Brahms-Requiem bis zu Mahlers achter Sinfonie und Schönbergs „Gurre-Liedern“,

„ Von der Internetkonferenz habe ich mich auf Französisch verabschiedet

aus denen ich nicht nur tief beglückt und psychedelisch transformiert, sondern auch als ein innerlich Verwandelter herausgekommen bin.

Diese Erfahrungen tragen über manches hinweg, was einem das Leben sonst schuldig bleiben mag. Wenn sie derzeit – also absehbar und hoffentlich nicht auf Dauer – fehlen, dann gibt das vielleicht keinen Anlass, in Depressionen zu versinken. Aber es fehlt mir wirklich etwas.